

Espresso

Von Philipp Glockemann

Frühling in Berlin ist eine heikle Angelegenheit.

Wie eigentlich jede Jahreszeit.

Und wie Berlin insgesamt.

Man kann die Stadt mehr oder weniger exakt – genau weiß man es halt nie – anhand des Wetters kategorisieren. Die Wetterverhältnisse schwanken ebenso wie das seelische Befinden seiner Bewohner. Bereit zum Start in die endorphingetränkten Monate zeigt sich das Wetter dann äußerst schizophren, zum Extrem neigend. Ich selbst bin nicht der erste der diesem Zusammenhang nachgeht.

So meint etwa *Clint Lukas* zum Winter:

„Der Winter in Berlin ist wie eine schlimme Beziehung: Irgendwie scheiße, aber man hat sich halt dran gewöhnt.“

Es zeigt sich das synallagmatische Austauschverhältnis zwischen Stadtraum und des in ihm vegetierenden Menschenwesens. Der Mensch hat sich verpflichtet Mauern einzureißen. Jetzt ist er selbst, nachdem er jede einzelne getaggt hat, ohne Fassade und ohne jede Attitüde. Jeder ist krass auffallend unauffallend, krass aufgeregt unaufgeregt. Erscheinungsbild von Stadt und Mensch bedingen sich also. Man hält nicht still, die Stadt aber einiges aus.

Ist der Beton kalt, nass und grau, so färbt dies in eingespielter Synergie auf die Herzen der Berliner ab, die in ihrer Direktheit ihre Verstimmung gleich weiter auf die Touristen abladen, die ihrerseits wiederum die Seuche bei Rückreise bis in jeden

erdenklichen Winkel dieses Erdballs hinein austragen. Ganz nach dem Motto: Anyone can be a Berliner, so am I and so are you now...

Berlin, 1997

Es war kurz vor Mitternacht und das Café war in Anbetracht des baldigen Ladenschlusses so gut wie leer. Der bald endende Tag war einer ebenjener Frühjahrstage gewesen, die zwischen Sonnenschein und Schneegestöber einem innerhalb von vierundzwanzig Stunden alles boten, nur damit es einem bei Dunkelheit fröstelte, man den Atem vor den Mündern der Passanten wie geisterhafte Schemen verfolgen und die Lichter der Großstadt in den Pfützen auf dem maroden Asphalt tänzeln sehen konnte während man sich innerlich wünschte, das Heim oder Büro oder welchen Schutzraum auch immer, nie verlassen zu haben.

Auf dem Trottoir war keine Sterbensseele zu sehen. Regen setzte ein, begann erst sachte, dann immer stärker werdend auf die Markise des Cafés zu prasseln. In dem Café selbst herrschte nur schummriges Licht, das von einigen Spots an der Decke in die unterschiedlichen Winkel des Gastraums gestreut wurde. Einer der Spots in der Reihe über mir war defekt. Ich saß alleine in einer der hinteren Ecken des Cafés und beobachtete gerade wie der letzte Gast – ein junger Mann, vielleicht Ende Zwanzig, gekleidet in einem feinen, wohl maßgeschneiderten Anzug englischer Art – den Laden verließ und sich vor dem den Regen ablösenden Hagelschauer schützend eine alte Tageszeitung über den Kopf hielt, während er zu seinem gegenüber dem Café wartenden Taxi eilte. Die Zeitung hatte den Wirtschaftsteil gezeigt. Thyssen rechnete fest mit dem Transrapid, Frankfurter Börse gab nach, SPD sagte Steuer-Gipfel ab...

Der Spot über mir war anscheinend kurzzeitig von neuem Lebensgeist beseelt und flackerte nun in einem ungleichen Rhythmus auf. Ich bekam Kopfschmerzen, musste

den Blick abwenden und mehrfach blinzeln wie ein Idiot. Sterne und Rechtecke wechselten sich mit einem Kaleidoskop ab.

Ich versuchte noch immer irgendeinen Sinn in den Mustern zu erkennen die mir der Spot auf die Netzhaut gebrannt hatte, als ich die Türklingel hörte. Der Eingang des Cafés war umgeben von einem im Halbkreis angeordneten schweren Vorhang, der dem Gasträum des Cafés als Windfang diente. Doch seinen maßgeblichen Zweck nur darin zu erkennen, würde seiner nicht annähernd gerecht. Denn verhalf der Vorhang in seinem Innern dem eintretenden Gast vom Publikum unbemerkt und seine Würde während das grotesk anmutende Schauspiel, welches mehreren funktionsschichten Stoffe als Wappnungsversuch gegen das unstete Wetter, ungelenke Schirme, beschlagene Brillengläser und schniefende Riechorgane nun mal mit sich brachten, in einem intimen und geschützten Bereich zu durchlaufen.

Das Schauspiel zog sich, ich verlor die Neugier auf das Wesen im Innern der Manege und widmete mich meiner fast abgebrannten Zigarette in dem billigen blechernen Aschenbecher vor mir. Plötzlich überkam mich dieses Gefühl, dass man nicht alleine ist. Man sieht nicht sofort was es ist, man ist nur in unvermittelter Gewissheit, dass da was ist. Ich blickte von dem Aschenbecher auf, in der Hoffnung den Auslöser meines körperlichen Unbehagens ausfindig machen zu können.

Eine Frau stand vor mir. Anfang Vierzig. Für das Café viel zu teuer gekleidet. Wie ein roter Flecken Blut auf einem frisch gebleichten Laken, stach sie aus ihrer derzeitigen Umgebung heraus. Sie wirkte auch nicht wie jemand, der Kaffee trank; schon gar nicht diese rabenschwarze Brühe, die sie einem hier als Kaffee vorsetzten. Die Frau trug einen taillierten Regenmantel von *Chanel*, ein *Hermes* Seidentuch als Schutz vor dem Wetter um ihren Kopf und das brünette Haar gebunden. Ein gestärkter weißer Kragen thronte über einem klassischen *Burberry* Pollunder. Trotz dessen es draußen schon

länger dunkel war, trug sie eine große schwarze *Persol* Sonnenbrille, die die meisten ihrer Gesichtszüge verbarg.

Der schlanke Körper der Frau, ihre vollen Lippen, die mit einem zarten Rotton nachgezeichnet waren, und ihr eleganter Busen regten etwas in mir.

Ich wusste nicht ob es Begierde, Respekt oder vielleicht so etwas wie Angst war.

Die Frau zeigte auf den freien Platz an meinem Tisch und ich deutete ihr, sich zu setzen. Ich wollte gerade zu einer höflichen Frage ansetzen, als sie unvermittelt ihre Hand hob und auch schon wieder senkte. Ich glaubte, dass sich unsere Augen für einen Moment trafen, doch konnte es dank des defekten Spots und ihrer völlig deplatzierten Sonnenbrille nicht mit abschließender Gewissheit sagen.

Irgendetwas war anders an dieser Frau, das spürte ich. Und ich meine nicht ihren filmreifen Auftritt oder ihre Erscheinung...

Noch immer schwiegen wir. Sie hatte bisher keinerlei Anstalten gemacht und ich hatte nach meinem kläglichen Versuch beschlossen, vorerst ähnliches zu unterlassen. Ein Kellner kam und servierte Kaffee.

Das Café hatte keine Kellner. Selfservice, wie das so schön heißt. Woher also kam der?

Doch der Kellner war schon wieder hinter dem Tresen des Cafés durch die Kipptüren der kleinen Küche verschwunden. Ich musste mir eingestehen, etwas langsam in Kognition und Reaktion zu sein, entsann mich wieder der aktuell herrschenden Situation und nippte zum Zeitgewinn am Kaffee.

Er schmeckte vorzüglich. Ein Nussbrauner nach Wiener Kaffeehaus-tradition. Eine lebende Legende. Unweigerlich dachte ich an die schöne Zeit die ich dort als Student verbracht hatte, an die heißen Sommerabende und die Ausfahrten in die Skigebiete im Winter und Frühling. An frische Sachertorte mit ungesüßtem Schlagobers, an Operetten und Theaterbesuche. Wie es Ann-Marie wohl seither ergangen sein mochte?

„Ich brauche Ihre Hilfe“, sprach die Frau ohne Vorwarnung.

„Zu Ihren Diensten“, hörte ich mich antworten. Ich kehrte an den Tisch zurück.

„Damit habe ich fest gerechnet, ein wahrer Kavalier, sehr selten heutzutage, doch ich war mir sicher: Sie würden helfen. Ohne Zögern, ohne Bedingung.“

Mein Herzschlag beschleunigte sich in unangenehm erheblicher Weise. Kannte ich diese Frau? Nein, gewiss nicht. Doch scheinbar kannte sie mich. Oder gab dies zumindest vor. Mein linkes Ohr kribbelte. Grundsätzlich kein gutes Zeichen.

„Nun, gute Frau, wären sie so höflich mir zu verraten, wobei?“

Mit schlecht gespielter Gelassenheit sprach ich diese Worte und fand meine rechte Hand nach der Zigarettschachtel in meiner Manteltasche fignern.

„Na, na, wir wollen doch jetzt nicht in der Gegenwart einer Dame rauchen, oder?“

„Natürlich nicht, nichts läge mir ferner“, log ich, fühlte mich ertappt und bereute einmal mehr meinen schwachen Willen, mein flexibles Rückgrat und das fehlende Gespür für den rechten Moment zum Aufstehen und Gehen.

Denn den hatte ich nun definitiv verpasst.

„Dacht ich’s mir doch. Nun denn, die Sache ist ernst. Ich erwarte hundertprozentige Diskretion, absolute Loyalität und vor allem eins: blindes Vertrauen. Das ist nicht verhandelbar. Ist das für Sie akzeptable? Kann ich also mit Ihnen rechnen?“

Ich nickte. Ich hatte entschieden mittels Verlagerung auf nonverbale Kommunikation zum einen etwas mehr Sicherheit gewinnen und fortan weniger Schaden anrichten zu können.

„Also dann: Ich muss etwas finden. Etwas, das mir sehr wichtig ist. Ich selbst kann es nicht schaffen, kann es auch nicht versuchen. Mir sind die Hände gebunden. Die Sache ist zu verstrickt, zu kompliziert. Ich verfüge derzeit auch nicht über irgendwelche finanziellen Mittel um Sie zu entlohnen, doch sei Ihnen mein tiefster Dank und ewige Schuld rechte Bezahlung.“

„Natürlich, drunter mach ich’s nicht“, entgegnete ich eine Spur zu sarkastisch. Diese Heimlichtuerei, Smalltalk und ähnliches lagen mir schlicht nicht. Warum nur war ich nicht gegangen, warum nur blieb ich und stimmte auch noch ein, manövrierte mich unaufhörlich tiefer in die Misere?

Sie nahm die Sonnenbrille ab. In ihrem Blick erkannte ich auf einmal echte Verzweiflung, sah die tiefe Erschütterung in ihren Augen. Mir wurde mulmig zumute. Spätestens jetzt, das wusste ich aus jahrelanger Erfahrung mit mir selbst, würde ich nicht anders können als dieser wundersamen Erscheinung beizustehen und ihr zu helfen.

Ich nickte nochmals, wohl um meinem so energisch geführten inneren Monolog Nachdruck zu verleihen.

Sie schien zu verstehen.

„Gut, ich nehme Sie beim Wort“, entgegnete sie nur, setzte die *Persol* wieder auf und erhob sich. Auch ich erhob mich, bemerkte ich.

Wir verließen das Café – ohne zu bezahlen wie mir auffiel, was die Frau deren Namen ich noch immer nicht wusste und auch nicht mehr erfahren sollte, nicht im Geringsten beunruhigte – und begaben uns in Richtung Spreeufer. Wir steuerten auf einen am Straßenrand geparkten dunkelgrünen Wagen zu.

„Einsteigen und Anschnallen“, befahl Sie und ich leistete Folge.

Sie fuhr durch die menschenleeren Straßen. Sie hatte einen wilden Fahrstil, der aber auf eine natürliche Weise zu ihr passte. In jeder Kurve musste ich mich fest am Türgriff festhalten. Ich meine dabei so etwas wie ein Lächeln bei ihr gesehen zu haben, vielleicht war es aber auch nur ein der Konzentration geschuldetes Mundwinkelzucken.

Ich wollte nun aber doch ganz gerne wissen wohin wir es so eilig hatten zu kommen und fragte nach dem Ziel unserer Spritztour.

„Ich weiß es nicht genau“, antwortete sie. „Es ist irgendwo nördlich von hier, ich denke aber, ich werde es erkennen, wenn wir dort sind.“

Ich schwieg, tat so, als ob mir das genügen würde. Es ging in Richtung Charlottenburg, soviel stand fest. Wir fuhren noch eine ganze Weile, bis sie plötzlich anhielt.

„Hier“, sagte sie. „Das ist es.“

Wir hatten vor dem Eingang eines Hotels gehalten. Es war ein edles Hotel im klassischen Stil, nicht eines dieser modernen Kongresshotels mit billigem Frühstücksbuffet und kostenpflichtiger Minibar im Kleiderschrank, in der ein Schokoriegel, Jägermeister und Erdnüsse in Pappschachtel warten. Ein Portier wartete uniformiert am oberen Ende des Treppenaufgangs, der zu einer vergoldeten Glasdrehtür führte und von dort hinein in die Lobby.

„Sie müssen von hier an alleine weiter. Ich sagte ja, dass ich selbst nicht kann. Bitten Sie an der Rezeption um den Zweitschlüssel für Zimmer 305. Begeben Sie sich dann auf das Zimmer. Seien sie flink, aber nicht auffällig. Sobald Sie auf dem Zimmer sind gehen Sie schnurstracks auf den rechten Nachttisch zu. Öffnen Sie die obere Schublade und nehmen Sie den Briefumschlag heraus. Schließen Sie hinterher wieder alles und geben Sie den Schlüssel ab. Ich werde hier auf Sie warten.“

Sie stockte für einen Moment.

Dann nahm sie die Sonnenbrille ab, sah mich mit ernster Miene an und fügte hinzu: „Ich weiß, ich habe kein Recht dazu und ich weiß auch, dass ich Sie daran nicht werde hindern können. Doch ich bitte Sie, nicht in den Umschlag hineinzuschauen. Das wäre mir sehr lieb.“

Mir fehlten schlicht die Worte. Also beschränkte ich mich erneut aufs Nicken.

„Sie sind wahrlich ein Kavalier. Und nun los; Eile ist geboten.“ Mit diesen Worten scheuchte sie mich aus dem Wagen. Ich stieg aus. Regen und Hagel hatten aufgehört. Der Himmel war plötzlich wolkenlos und über mir leuchteten die Sterne.

Ich ging hinüber zum Hotel, bewältigte die Stufen bis hoch zum Portier. Freundlich lächelnd schob er für mich die Drehtür an und hieß mich in der Lobby willkommen. Ich nickte wieder.

Am Rezeptionstresen stand ein junger Receptionist gebeugt über irgendetwas hinter der Theke, was jedoch meinem Blick entzogen war. Ich hatte kaum wirklich bemerkt, wie ich die gut 15 Meter von der Tür durch die Lobby bis zur Rezeption durchquert hatte. Der Receptionist bemerkte mich jedenfalls, blickte auf und grüßte mich freundlich aber bestimmt.

„Den Schlüssel zu Zimmer ...“, ich musste mich räuspern. „Zu – ähm – Zimmer 305.“

... „Bitte“, legte ich noch schnell nach.

„Gewiss“, entgegnete der Receptionist, wandte mir kurz den Rücken zu und nahm einen Schlüssel aus einem der Schlüsselfächer hinter dem Tresen.

„Hier der Herr. Kann ich sonst noch etwas für Sie tun?“

„Äh, nein, danke. Das – ähm – wäre dann alles, denke ich.“

„Wie der Herr meinen. Einen angenehmen Aufenthalt.“

Ich steckte den Schlüssel ein und begab mich zu den Aufzügen. Eine Stimme kündigte dessen Eintreffen im Lobbygeschoss an. Der Receptionist musste den Aufzug von seinem Pult aus gerufen haben. Die Fahrstuhltüren glitten auf, ich stieg ein und sah im rückseitigen Spiegel, wie die Türen wieder zuglitten.

1. OG, 2. OG, 3. OG. Es gab einen Ton und die Türen glitten wieder auf. Ich trat hinaus auf einen Flur, der mit rotem besticktem Teppich ausgelegt war. Die Wände waren dunkelbraun getäfelt und alle paar Meter hing ein gerahmtes Gemälde, lediglich unterbrochen durch die Zimmertüren.

Ich begab mich bis zur besagten Nummer 305 und kramte den Schlüssel aus meiner Tasche hervor. Ich zögerte einen Moment. Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Der Rezeptionist. Ich kannte ihn. Nicht persönlich, nein, das nicht. Aber ich hatte ihn schon einmal gesehen. Heute. Es war der Kellner aus dem Café. Er hatte diesen eigentümlichen Geruch nach Bergamotte verströmt. Und da war noch etwas, eine kleine Narbe an seinem Kinn. Kaum zu sehen zwischen den Bartstoppeln, aber doch deutlich genug, dass ich sie unbewusst hatte wahrnehmen können.

Mir gefiel das ganz und gar nicht. Was genau wurde hier eigentlich gespielt? Wo war ich da nur hineingeraten?

Ich entschied, dass es zu spät war. Ich stand zu meinem Wort, das hatte ich immer getan, auch wenn ich sonst eher zurückzog. Aber ein Versprechen hatte ich noch nie gebrochen und würde damit auch heute nicht anfangen. Die Neugier war zu groß. Der neuartige Nervenkitzel – das musste ich mir eingestehen – hatte seinen Reiz. Und was war schon groß dabei? Rein, Briefumschlag, raus. Ein Kinderspiel. Ich schob den Schlüssel ins Schloss.

Als ich das Hotel verließ, hatte es erneut begonnen zu regnen. Ich klemmte den Briefumschlag unter meinen Mantel und eilte hinüber zum Wagen. Die Scheiben waren von innen beschlagen.

Sie sah mich an und lächelte zum ersten Mal wirklich, als ich meinen Körper durch die geöffnete Wagentür schob. Erleichterung machte sich in ihrem Gesicht breit.

„Danke“, sagte sie. „Ich weiß nicht, was ich ohne Sie gemacht hätte.“

Ich lächelte zurück und winkte ab. Ich war stolz ihr geholfen zu haben, wobei auch immer. Sie hatte eine ganz bestimmte Anziehung auf mich. Weniger sexueller Natur. Ihr ganzes Wesen hatte mich in einen Bann gezogen.

Sie verstaute den Umschlag im Handschuhfach. Gab mir einen flüchtigen Kuss auf die Wange und startete den Wagen.

Wir fahren zurück zum Café, dem Ort, an dem dieses kuriose Abenteuer seinen Anfang gefunden hatte. Sie hielt direkt davor am Rinnstein an.

„Ich muss nun wirklich los, sie werden bald verstehen wieso. Doch für jetzt muss Ihnen das reichen. Danke nochmals für Ihre Hilfe.“

Ich fragte mich, was verdammt nochmal so Wichtiges in diesem Umschlag verborgen lag, doch ich spürte, dass ich sie nicht fragen sollte.

Ich nickte und stieg aus. Sie fuhr los, sobald ich Tür des Wagens ins Schloss hatte fallen lassen. Ich blieb zurück, stand im Regen und sah ihr nach. Ich fragte mich, ob ich sie jemals wiedersehen würde. Schon früher als gedacht. Doch das wusste ich damals noch nicht.

Ich erwachte früh am nächsten Morgen. Die Glieder schmerzten ungewöhnlich stark.

Nach dem ersten morgendlichen Toilettengang hatte ich mich in Morgenmantel und Latschen zur Tür bewegt, die Zeitung aufgeklaut und mich in die Küche begeben.

Ich stellte die *Bialetti* auf die Herdplatte und schlug die Zeitung auf um die Zeit zu überbrücken, die der Espressokocher bräuchte.

Ich konnte es kaum fassen. Die Schlagzeile führte die Aufdeckung eines anrüchigen Skandals. Ein hohes Tier im Vorstand eines Versicherungskonzerns, super vernetzt mit Medien und Politik, schien sich selbst den Todesstoß gegeben zu haben. Zumindest bezogen auf seine Karriere.

Ein großes Bild schmückte die Titelseite. Dort war der Mann abgebildet. Ein Mittsechziger, mit getöntem Haar, dickem Bauch und roten, nacktem Arsch. Das Foto war nicht sonderlich scharf, doch man konnte genug erkennen, um zu sehen, was da vor sich ging und was das Bild bedeutete. Unter dem Mann lag eine Frau, allem Anschein nach verprügelt, gefesselt, entblößt. Wie ein Schicksalsschwert ragte der erigierte Penis des Mannes unter seinem fetten Wanst hervor und warf einen kleinen Schatten auf das von Tränen gezeichnete Gesicht ebenjener Frau, die ihm gestern begegnet war. Ich schluckte.

Mit einem Mal wurde mir alles klar. Wurde mir die Tragweite dessen bewusst, was gestern Nacht vor sich ging.

In diesem Moment kochte der Espressokocher über und röchelte in den beginnenden Tag.